

J U G E N D

NUMMER 9 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Gipfelrast

R. Popp in der Schule Prof. Klein, München

Dichtung und Dichter

Was wir heute als Erkenntnis über die Dichtung haben,
das stammt nur von den Dichtern her, von Lessing und
Klopstock bis auf Hebbel.

Den Schatz dieser Erkenntnis zu mehren, sollte eine
Nebenaufgabe jedes Dichters sein.

Und Sache der Nation wäre es, eine Nutzbarmachung
dieser Erkenntnisse zu verlangen.

Paul Ernst

VOM RASTEN ZUR GELOSTHEIT

VON PAUL GRABAU

Vor einem aufnahmefreudigen Kreis von Hörern hatte ich Gedichte
gelesen. Es war Winter gewesen. Die Natur hatte draußen Rast
gehalten. Mitten im Lesen war in mir das schöne Empfinden
wach geworden, daß sich auch meine Zuhörer der Rast hinge-
geben hatten. Aber darnach, als ich geendet hatte, war es mir
gewesen, als ob sie sich umso gelöster gegenseitig erschlossen
hätten. Und gleichsam war mir die Erkenntnis gekommen, daß
sich die Menschen viel öfter der Rast hingeben sollten, als es die
in aller Welt bewegte Zeit erlaubt. Um wie gelöster könnten
sie sich auch dann den immer gesteigerten Anforderungen des
Lebens erschließen.

Nicht jeder hört auf den Ruf der Natur, und nicht jeder weiß um
ihre wundersamen Zusammenhänge zwischen Rast und Gelöstheit.
Es ist Aufgabe des Dichters, und vornehmlich des lyrischen Dich-

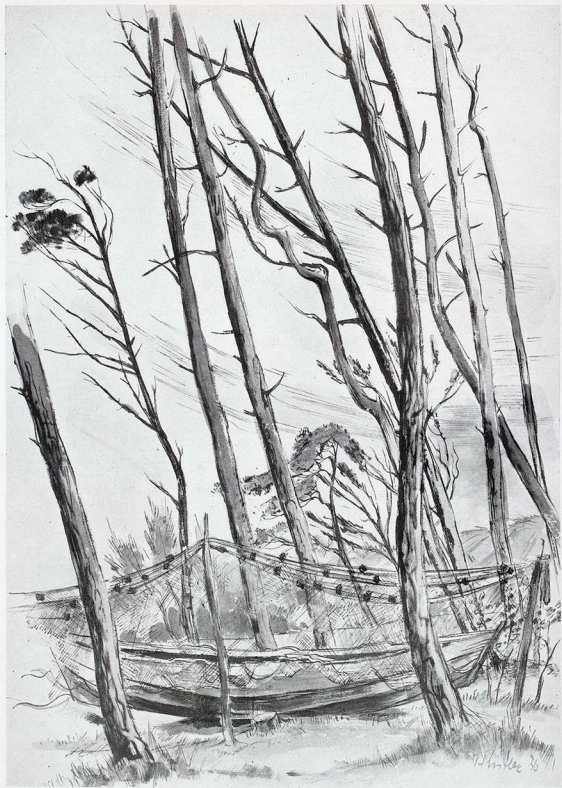
ters, sie uns nahe zu bringen, und noch mehr: ihre Saiten in uns
zum Schwingen anzuschlagen, damit das Edle erklinge.

Es war März geworden, als ich dieses niederschrieb. Das ist die
eigentliche Jahreszeit unserer Landschaft, darin uns die Sonne
von der Rast des Winters löst. Da lockt sie uns in die feuch-
webenden Parks vor der Stadt und weckt in uns die wohlige
Wärme der Gedanken und Empfindungen. Den rastlosen dunklen
Strom hat sie mit silbernen Schuppen bedeckt und altgolden die
schwebenden Weiden über seinen Ufern verfärbt. An den Ufer-
hängen und dahinter, aus den vergilbten Gräsern, hat sie die
knappen grünen Teppichrasenspitzen hervorgezaubert, und in
ihrem lobenlockenden Hauche picken die Amseln das junge Erd-
gewürm und tollen sich die übermütigen Meisen von Zweig zu
Zweig. Und draußen auf den Feldern reckt aus erdvertieftem



Arlberg-Winter

Prof. Kruckenhauser



Hinter der Düne

Heinz Kistler

Schnee sich straff die Wintersaat. Der braune Schollenglanz löst herb den Erdgeruch.

Verschweift der Blick sich dann zurück zur Stadt, so schaut er licht den Rauch zu Wölkchen silbern sich verkäuseln, der sonst aus Essen fallend mit den Nebeln sich vermischt.

Solche Eindrücke nehmen wir dankbar in uns auf, und aus unseren Gesichtern blickt der junge Zug: Wo unser Ohr noch aus der Stille junger Tage im Versinken den zagen Lockgesang der Amsel eingefangen hat, da lauschen wir auch wachsam in die Nacht.

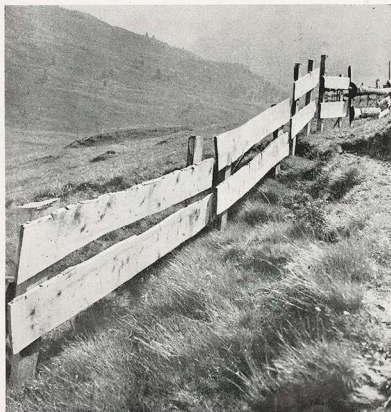
Und wir suchen nach rechten Worten, all das zu sagen, was uns ob der ahnenden Fülle bewegt. Wir suchen sie aus dem tönenden Blau zu ergründen, fragen die gelösten Gewässer nach ihrem eilenden Lauf und auch wohl ein sinnendes Augenpaar nach dem Grunde der Seele. Die Antwort finden wir aber letztlich nur in uns selbst. Doch wem beschwingt ein Lied auf Lippen schwebt, macht sich des Dichters Verse auch zu eigen. Denn der lyrische Dichter spricht zu uns in Worten, die auch das Unsagbare wesentlich erschaffen lassen. Er stellt uns nicht das Ringen um die Dinge des Lebens voran, wie der Dramatiker, er führt uns auch nicht erst auf verwundenen Pfaden durch die Dinge des Lebens hindurch, wie der Epiker. Beiden bleibt die Natur vornehmlich Rahmen für ihre Handlungen. Zuweilen nur streuen sie Blätter und Blüten in die Geschehnisse hinein: ihre Helden heben sie auf, um sich damit zu schmücken, und die Dämonen trinken ihren Duft.

Dem lyrischen Dichter geht es um anderes. Ihm sind die Zusammenhänge zwischen dem Rasten und der Gelöstheit und alle Wechselbezogenheiten der Natur zum Menschen nicht nur Rahmen, sondern Bild und Gleichnis, denen er den Rahmen des Gedichtes gleichsam gibt. Ihm ist es nicht so sehr um die Erkenntnis der Dinge des Lebens, als um ihre Aufgeschlossenheit zum Harmonischen — dem lebensbejahenden Da-Sein — zu tun. Wenn er spricht, so hat er den Kampf mit dem Irdischen schon überwunden. In seinen Gedichten deutet er ihn wohl noch in

den letzten Phasen an, aber nur, um uns an die Köstlichkeit des Siegestrankes zu gemahnen. Er führt uns also nicht erst durch die Wirrnisse hindurch, sondern er geleitet uns sogleich steil zu den Höhen des Lebens empor, wo er uns die schönsten Bilder der Landschaft erschließt, damit wir gläubig darin wurzeln. Nicht daß er in der alltäglichen Sprache zu uns redet, aber auch nicht, daß er sie schöngestaltig blaß verfarbt oder mißverständlich verschraubt, ist seine gestaltende Aufgabe, nein daß er die Dinge denkbar einfach sagt und formt und ihre Bilder so als Gleichnis in uns spiegeln läßt: das ist sein reifes Können.

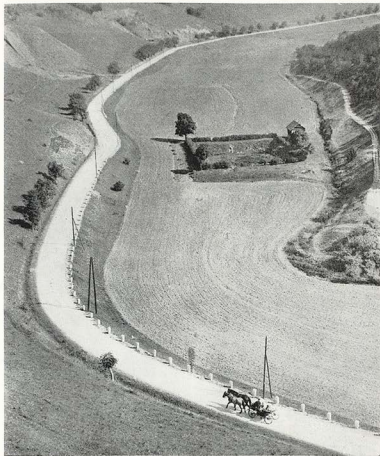
In seiner Sprache ist nicht nur jeder Satz, sondern im Satze jede Silbe und in der Silbe jeder Laut zum Leben verdichtet. Gemeinsam fügt er sie zum Rhythmus seiner Verse und legt darin den Akkord seiner Seele, damit sie ineinander als Musik der Sprache schwingen. Wo uns solche Sprache im Innersten berührt, da fühlen wir das wahre Dichtertum. Selbstlos schenkt es uns das Köstlichste und Letzte, so wie es auch die Natur uns allen gleichermaßen gibt, ohne nach dem Würdigsten zuerst zu fragen. Wissen wir aber auch um die zehrende Flamme, die im lyrischen Dichter brennt? Er fühlt sie nur im Innersten als sein Gesetz und fragt nicht, ob sie sein Innerstes verzehrt. Ihm ist es nur bewußt zu schenken. Und dennoch wird er dabei maßvoll bleiben und niemals denken, daß es sein Höchstes, sein Vollendetstes gewesen sei, was er uns als Letztes gab: immer strebt er nach dem Höheren. Und immer schreitet er am Grate seiner Höhen, unter sich das Irdische, darüber das Unermeßliche, rastlos im Suchen und Überwinden, der Heimat verwurzelt und gleichsam ihr Kündiger. Rast ist ihm schöpferische Schau, Gelöstheit schöpferisches Werden. Was wissen wir darum? Sein Höchstes zwingt besinnlich uns zu rasten, und seine dichte Flamme soll Gelöstheit in uns zünden. Wo uns die Schönheit seines Werkes aufgeschlossen ist, sind wir gemeinsam ihm erschlossen und suchen tiefer noch in ihm zu lesen, was uns im Innersten ergänzen soll.

Er liest im schöpferischen Werden nur in sich selbst. Die Bücher kann er dann nicht erst befragen. Aber nichts entbindet ihn davon, um alle Dinge seines Wirkens seinen — Gott zu befragen.



Der Zaun

Verf. unbekannt



Straßen, Felder und Bäume

A. Tondera

MÄRZWUNDER

Es wird mir irgend etwas offenbar,
seitdem die Sonne licht sich wendet
und sich im Märzengold verschwendet:
nur faßt mein Sinn das Wesen noch nicht klar.

Wohl schaue ich, wie weich das Blau sich dehnt
und fühle, wie's mich warm durchzittert,
und wie mein Herz das Blühen wittert,
danach es sich im Innersten geseht.

Doch kaum vermag ich tiefer noch zu sehn. —
Wie sollte sonst, eh sich erfüllt,
was sich als Wunder nur enthüllet,
die Sehnsucht ewig fort in uns bestehn?

Obgleich sich alles so vertraut erschließt,
schwankt noch der Sinn, vom Licht geblendet,
faßt nur das Schauen, das irdisch endet
und irrt, wo alles Glänzen göttlich fließt.

Doch wo das Herz sich gläubig tief verschweift,
fühlt es erwachend sich geweitet,
wo es am Wesen noch gedeutet:
hier faßt es ganz das Wunder und — begreift.

Paul Grabau

Lob des Artisten-Films

Es ist etwas merkwürdiges um die Artisten-Filme. Die Geschichte des Films kennt kaum einen Versager unter ihnen. Sie tragen gewissermaßen den Erfolg im Tornister. Dabei ist in den zwei Jahrzehnten Spielfilm das Variété- und Zirkus-Milieu wirklich nicht wenig ausgewertet worden. Woran liegt der Zauber des Artisten-Films? Es müssen da besondere Gesetzmäßigkeiten, vielleicht mit dem Milieu, der Dramaturgie, der Darstellung zusammenhängend, im Spiele sein. Es muß eine gewisse Verwandtschaft des Artisten-Themas mit dem innersten Wesen des Filmischen vorliegen.

Der Artisten-Film, am bekanntesten in der Spielart des Zirkus-Films, vereint die Anziehungskraft zweier für sich bestehender und genügender Unterhaltungsmittel: ein vollwertiges Zirkusprogramm ist mit einem vollwertigen Filmprogramm gekoppelt. Dazu ist die Zirkus- und Variété-Nummer an sich in ganz besonderem Maße filmisch. Film ist Bewegung und Variété und Zirkus sind in einer ausgezeichneten Art Bewegung. Film ist Tempo und die Manege kann man sich ohne Tempo nicht denken. Film ist Überwindung des Gesetzes der Schwere, des Gesetzes von Raum und Zeit und wer überwindet diese Gesetze als Beruf: der Artist. Der Jongleur, der Akrobat, der Trapezkünstler, der Equilibrist, der Kunst-Radfahrer, der Zauberer, der Tierbändiger: sie alle stellen unentwegt die Gesetze der Physik auf den Kopf. Sie sind Wunder und Spannung zugleich. Denn Film ist auch Spannung: und

was ist spannender als die Entwicklung eines artistischen Kunststücks, die Steigerung vom kleinen Trick zum großen. Das Hartvorbei-am-Tod, beim Salto mortale!

Dazu kommt folgendes. Die Welt des Artisten ist eine ausgesprochen männliche Welt. Tapferkeit, Männlichkeit, Disziplin sind ihre tragenden Kräfte. Der Artist selbst ist ein Bild der Männlichkeit: der Mann, der nicht viele Worte macht, der durch die Tat spricht. Sein Leben ist harte Arbeit, ununterbrochenes Training, Entbehrung um eines bestimmten Zieles wegen. Seine Leistung bedarf keiner Erläuterung, sie ist mit dem Auge zu erfassen, sie ist ganz Bild, stumm, in sich geschlossenes, bewegtes Bild. Und darum so unvergleichlich filmisch! So ist der Artist auch als Filmschauspieler eben filmisch „besonders wertvoll“. Er spielt nicht, er handelt. Das Gesicht führt nicht, es begleitet. Artisten sind fast immer gute Filmschauspieler gewesen. Sie waren mit die besten Schauspieler des Stummfilms. Auf seinem Reichtum an Artisten beruhte das Übergewicht der amerikanischen Darsteller-Parks im Stummfilm. Die Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit der amerikanischen Filmdarsteller geht auch heute noch teilweise auf ihre Herkunft aus artistischen Berufen zurück. Und von der Bühne kommende Schauspieler bekommen in der Umwelt der Manege und der Variété-Bühne etwas ab von ihrer wohlthuenden Sachlichkeit und Sportlichkeit.

Der Artisten-Film war meist einfach gebaut. Meist hatte er zwei Höhepunkte; in der Mitte einen und einen am Schluß. Diese sind gekennzeichnet durch die großen Schaumannern des Zirkus oder

Szene aus „Die gläserne Kugel“ Aufn. Alexander Schmolli/Bavaria





Paul Henckels und Sabine Peters in „Die gläserne Kugel“

Aufn. Alexander Schmolli/Bavaria

des Varietés. Vom ersten Höhepunkt gehts abwärts in die Tiefe der Not und des Elends, der Tragik. Der Artist ist etwa durch eine Frau um seine Kraft, seine Konzentration, die Härte seines Trainings und die Sicherheit seiner Balance gekommen, verunglückt, und steigt nun in langen Wirren wieder empor zu seiner früheren Höhe; zum zweiten Höhepunkt, zum Happyend. So waren viele Artistenfilme früher gebaut. Heute hat die Sprache diese Themen aufgelockert und allerhand interessante Abwandlungen ermöglicht. Eine solch eigenartige Abwandlung liegt vor in dem neuen Bavaria-Film „Die gläserne Kugel“. Der Titel bezeichnet die große artistische Nummer des Helden: er schließt sich in eine gläserne Kugel ein und läßt sich darin eine Looping-Bahn mit Todesschleife hinabrollen. Ein Artist hat sich diese Nummer ausgedacht, fühlt sich aber mit seinen Nerven nicht mehr stark und kühl genug, um sie auszuführen. Ein Aristokrat, der sich für eine Frau geopfert und ihre Strafe im Gefängnis abgesehen hat, gerät auf der Suche nach Arbeit, nach einem Selbstmordversuch, an den Artisten und läßt sich für diese Todesnummer verpflichten.

H.S.

Wechsel der Gesichter!

Gespräch mit Paul Henckels

VON HETENEBEL

Am Rande der Großstadt, da wo der Westen schon in die Kiefern des Grunewalds hineinwächst, steht das Häuschen des Schauspielers Paul Henckels. Es liegt abseits der Straßen in stiller Abgeschlossenheit. Das warme Leuchten eines Kaminfeuers schimmert gegen die breiten Fenster des Arbeitszimmers, in dem Paul Henckels seinen Besuch empfängt.

Die angeborene Herzlichkeit des Rheinländers und die vornehme Haltung des Schauspielers, der mit so unaussprechlicher Grazie die Herren mit den grauen Schläfen darstellt, bezaubern sofort und lassen jene selbstverständliche Vertrautheit aufkommen, die jede Fremdheit überwindet. Man ist schnell „zu Hause“ in diesem Künstlerheim.

Wir planen dies und das. Bis man dann plötzlich vor der Frage

haltmacht, die den Besucher besonders interessiert: die neue Rolle. Paul Henckels spielt jetzt in dem neuen Bavaria-Film „Die gläserne Kugel“ mit Albrecht Schoenhals zusammen die Hauptrollen — — — „Wie gefällt Ihnen die neue Arbeit?“ — — — Ein leicht abweisender Zug spielt über das kluge Gesicht des Schauspielers.

„Ich spreche an sich nicht gern über eine Rolle, die ich noch schaffend erlebe. Es ist etwas Scheu und etwas Aberglaube dabei im Spiel. Doch ich will mal eine Ausnahme machen.“ Henckels hat sein herzliches offenes Lachen wieder, als er nun erzählt: „Dieser abseitige, etwas abenteuerliche Sprößling eines reichen Hauses, den ich jetzt spiele, ist einmal wieder eine ganz erste Rolle. Der Mann, der seinen eigenen Träumen nachgeht bis zur jenseitigen Grenze des bürgerlichen Lebens, der schließlich als Manager einer Zirkussensation auftritt, dieser Mensch läßt sich aus der Wahrhaftigkeit des Lebens aufspüren. Eine solche Rolle zu erleben, sie in einer edlen Lebensnähe nachzuzeichnen, das ist die Freude an dieser Aufgabe. Im Wechsel des Schaffens fallen mir ernste und heitere Rollen zu. Hier in der „gläsernen Kugel“ kann ich mal wieder still und menschlich sein. Ich kann wohl sagen, daß mir eigentlich jede Rolle Freude macht und daß ich während der Arbeit immer von jeder behaupte, sie sei die Schönste. Es ist aber tatsächlich so, daß in diesem Film mich Milieu und Charaktergestaltung ganz besonders interessieren. Die Aufnahmen in der Artistenwelt, besonders die Szenen um die gläserne Kugel und die große Looping-Bahn, waren äußerst interessant. Unser Regisseur, Peter Stanchina, macht jung, frisch und unbekümmert seinen ersten großen Film und es ist ein herrliches Arbeiten mit ihm. Schon manchen Film habe ich bei der Bavaria gedreht im Wechsel von Ernst und Scherz. Da war die interessante Rolle des gütigen Prokuristen in „Das Erbe von Pretoria“, dann wieder der mit dem Leben kämpfende Bäckermeister Schmittke in „Die große und die kleine Welt“. Nun wieder diese schöne ernste Aufgabe, die Rolle mit dem starken menschlichen Hintergrund — — —

Das Kaminfeuer prasselt lustig, und nachdenklich sehen die klugen Augen des Schauspielers in die Glut. Man merkt ihm die stille Freude an der Arbeit an.

Schlaflied

Die Nachtigall, das Vögelein
singt süß und zart und leise
eine wunderschöne Weise:
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!
Denn sieh, schon hat's gedunkelt.
Am Himmel aber funkelt
der Mond in seiner Pracht.
Mein Liebling, gute Nacht.

(11 Jahre)

Zur Nacht

Nun legt mein Schiffelein an
im dunklen Hafen;
der müde Tag verrann,
nun will ich schlafen. —
Der Anker ruht im Grund,
im Reich der Wogen;
es schweigt, was meinem Mund
am Tag entflohen.

Und was nicht gut an mir,
floh in die Ferne;
es steht vor meiner Tür
nur stille Sterne. — —
Mein Schiffelein, lege an
im dunklen Hafen,
der müde Tag verrann,
nun will ich schlafen.

(15 Jahre)

Heut ist die Welt so grau

Heut ist die Welt so grau,
es brach die goldne Stangen,
dran sonst der Mond gehangen
im golddurchwirkten Blau.

Und eine dunkle Frau,
löst ihres Haars Spangen,
drin war die Nacht gefangen,
nun herrscht sie auf der Au.

In einer Hand von Erz,
da pocht mit leisem Bangen
ein kleines Menschenherz,
das sich darin gefangen,
nun müht es sich mit Schmerz
zum Lichte zu gelangen.

(14 Jahre)

Am Morgen

Ist das Grau der Nacht verronnen,
steigt der erste Morgenschein
aus des Ostens Zauberbrunnen.
Und am blauen Wolkenrain,
wo die weißen Schäfchen traben
hüllen sich die finstern Raben
sanft in Purpurschleiern ein.
Und des Morgens Widerschein
leuchtet mir aus Deinem Blick,
und ein großes reines Glück
zieht in meine Seele ein.

(14 Jahre)

HILDE JENDRECAK

geboren 21. 12. 1921

Eine große lyrische Begabung, das darf man gewiß mit Recht von Hilde Jendreczak sagen, die als kleines Schulfeld von zehn Jahren ihre Mutter mit der Behauptung überraschte: „Mutter — ich kann dichten!“ Die Mutter, ein fleißige Schafferin in Haus, Stall und Feld fand keine Zeit über diese kühne Behauptung ihres zweitjüngsten von sechs Kindern lange nachzusinnen und ihr auf den Grund zu gehen, hielt sie auch wohl für törichtes Kindergeplapper. Ungezwungen, denn sie ist bei aller Einfachheit ihrer Lebensverhältnisse eine kluge Frau und gute Mutter, gewiß aber auch nicht zum Unsegen, hat sie damit der Zehn-jährigen den Mund verschlossen, in der nun ganz heimlich, von niemand gewußt und von niemand geahnt der poetische Quell sprudelt, von keiner Hand berührt und geführt, ganz aus eigener Kraft ursprünglich.

Der Vater ist Grubenarbeiter mit knappem Verdienst, der ganz in der Sorge um die Seinen aufgeht. Seine Mutter, so weiß er, soll Gelegenheitsgedichte in polnischer Sprache gemacht haben. Die Familie wohnt abseits des Dorfes Sommersdorf, am Rande der Holmstedter Kohlenmulde in einem Siedlungsgrundstück, das sich der Vater als ruhiger Mitarbeiter des bekannten Siedlungspioniers, Hauptmann Schmude, mit Fleiß und Sparsamkeit hat schaffen können. Dort ist Hilde am 21. 12. 1921 geboren. In der einklassigen katholischen Volksschule ist sie vom ersten Schultage an „die Beste“. Von ihrem heimlichen Dichten erfährt Haus und Schule nichts.

Ein „Zufall“, ich gehöre nicht ihrer Kirche an, ließ mich mit Hilde bekannt werden. Ich bot ihr an, sie in Kurzschrift zu unterrichten. Freudig war sie bereit und dabei. In dieser gemeinsamen Arbeit gewann ich ihr Vertrauen. Das scheue bescheidene und zurückhaltende Mädchen schrieb mir auf meine Bitte, alle Gedichte, die es je gemacht, in Kurzschrift in ein besonderes Heft. Sie tat es, obwohl sie alles „ganz schrecklich“ fand, das eigentlich kein andrer lesen dürfte und auch nicht gelesen habe. In den zierlichen Kurzschriftzeichen, die sie so schnell zu formen gelernt, las ich ihre Gedichte, die gewissenhaft, wie erbeten, mit dem Jahr des Entstehens bezeichnet waren. Ich las und wußte nur das eine zu sagen: Ja, ist denn dieses Wunder Wirklichkeit? Fühlte: es ist nicht nur überwältigendes erzieherisches, es ist tief künstlerisches Erleben, denn diese Verse sind keine künstlichen Gebilde, sondern Ausdruck einfältigster Begabung. Echtheit und letzte Begabung, die immer aus der Tiefe gesunden Volksstums kommt.

Und Hildes weiterer Lebens- und Entwicklungsgang? Mit Hilfe hochsinniger Menschen ist es gelungen, ihr den Bildungsgang einer gehobenen Schule zu sichern. Wir hoffen und wünschen, daß das alleseitig begabte, geistig und körperlich so gesunde Menschenkind den Weg finden und gehen möge, auf den es das Gottesgeschenk seiner Begabung weist.

Bernhard Jülich

Vorfrühling!

Es schmilzt der Schnee am Ackerrain,
es weicht der Frost,
da ziehet in mein Herz hinein
ein süßer Trost,
es streicht durch meine Seele hin
ob früh, ob spät,
es will mir nicht aus Herz und Sinn:
Der Frühling naht!

(13 Jahre)

Sonntag

Tiefe Stille auf den Fluren,
eines Vögleins frommer Sang,
und der Blüten leises Surren,
keiner Arbeit harter Klang.
Ähren stehn so feierlich,
schwere goldne Häupter neigen
tief, ganz tief zur Erde sich,
Mücken tanzen ihren Reigen.

An den Wegen Blütensterne
nicken leicht auf grünem Stiel,
und der Wald winkt aus der Ferne,
winkt mit zartem Blätterspiel.
Und der Herr geht durch die Welt,
segnet Bäume, Blumen, Samen —
still, ganz stille ruht das Feld,
nur die Winde lispeln: Amen!

(13 Jahre)

Die Nacht

Sie schleicht so leis durch die Felder,
es flattert ihr graues Gewand.
Im Schlaf schon murmeln die Wälder,
es träumet die Birke am Strand.
Die Nacht geht durch die Häuser und Höfe,
hüllt alles in schweigende Ruh,
deckt Sorgen und Kummer und Nöte,
deckt alles mit Dunkelheit zu.
Sie streicht mit leisem Gefieder
verhüllend manch heimliches Leid,
sie senket auf brennende Lieder
ein Träumen von goldener Zeit.
Es flammen so leuchtend die Sterne
am Dunkel der nächtlichen Wand.
Ein Engel schwebt leis durch die Ferne
und segnet das schlafende Land.

(13 Jahre)

Mein Herz

Mein Herz ist eine wilde Burg,
ein Felsen ragt sie auf,
und klopft wer mit Ungestüm,
die Tür geht niemals auf.

Und reiß ich auch mit ganzer Kraft
an meines Herzens Tor,
ich hab es doch noch nie geschafft,
ein Riegel liegt davor.

Und stehst auch einstens du dafür,
mußt selbst du Pförtner sein.
Vor deinem Blick sprengt Tor und Tür,
schon ist die Festung dein! —

(14 Jahre)



Aufn. Ernst Linck, Zürich

Kleine Selbstbiographie

Das Haus des Arztes in einem bernischen Dorfe war mein Vaterhaus; aber der Geist in diesem schlichten Hause war so, daß der damals für ein Mädchen noch ungewöhnliche Weg durch Knabengymnasium, Hochschule und Doktorexamen natürlich schien und daß ich mich später im Leben überall dort heimlich fühlen konnte, wo es weitherzig, großzügig und geistig zuging. Denn mein Vater war ein heimlicher Philosoph und meine Mutter eine heimliche Dichterin, und Menschen wie Theodor Kocher, Ferdinand Hodler, Georg Finsler waren die treuen und häufigen Gäste des Hauses.

Eigentlich erst in Zürich, dieser betriebsamsten Schweizerstadt, lernte ich die andere Seite des Lebens kennen, den gewerblichen, gewichtigen, nazielligen Alltag. Allein neben den Mühsalen einer Redaktion öffnete sich mir die weitgespannte Wissenschaft meines archäologischen Gatten, neben den Haushaltsorgen das Paradies der Kinderstube, und aus aller Bedrängnis des Wirklichen fand ich den beglückenden Ausweg in das eigene dichterische Schaffen. Die Züricher Malerin aus der Wende des 17. Jahrhunderts, Anna Waser, eine Vorfahrin meines Gatten, zeigte mir die Richtung: Ihr galt mein erstes Buch. Andere folgten, und mein jüngstes wird nicht mein letztes sein, sofern das Leben dauert; denn, wenn ich meine Arbeitszeit aus einem hochbelasteten Alltag schwer genug abringen muß, ich werde mir immer irgendwie meine Traum- und Schaffensstunden erobern, denn Dichten heißt für mich heimkehren, und wer vermochte einem den Heimweg zu verlegen, wenn die Heimat ruft?

Maria Waser

MARIA WASER:

Ewige Jugend, Gotterlebnis und Dichtung

Gott hat mich durch die große Dichtung erfaßt, aufgewühlt und zu Gelüben getrieben zu einer Zeit, wo ich noch diesseits seiner Macht stand. Aber auch sein Tag erschien. Und da er ein wahrer Gott ist, führte er mich zuerst durch den Schmerz, den großen heiligen, der uns läutert; denn die dunklen Wellen des Herzeleids tragen weit, und Augen, die in Abgrundnacht des Zweifels und der Verzweiflung blickten, sehen die Dinge anders; diese sind nicht länger Abglanz unseres Wesens, sie fangen selber zu leuchten an. Von innen her.

Wenn man den Gott aber einmal gesehen hat von Angesicht und ihn innerlich erkannte, dann entdeckt man seine Züge überall im Gegenwärtigen und im Vergangenen. Ich verstand, daß es kein Diesseits der Liebe gibt, daß er schon immer dabei gewesen: damals als der erste Sonnenstrahl in meine Wiege und das kleine Herz einbrach, damals als mir das goldene Vögelchen sang und als das Sonnenhäuschen sich aufatet und sein Garten erwachte. Und als die fremde Frau mir die Todesangst um das Schwesterchen vom Herzen lächelte; aber auch dann war es dabei, als das genesende Schwesterlein mir eine falsche Himmelssehnsucht von der Seele lachte. Und er saß neben mir am Schultisch der Mutter und wanderte mit durchs Juradorf und wartete auf mich in der Mohnwiese, und aus allen Sternen des Himmels sah er zu mir her. Und es war seine Stimme, die ich aus der „Teilung der Erde“ vernahm, und er war dabei, als wir über den roten See flogen und von der Tapferkeit redeten. Und im Walde war er dabei, damals beim Sonnenhymnus der Vögel und als der Großvater singend durch die grünen Hallen zog und ach, als aus den tausend weißen Blumensternen der eine den Weg von Hand zu Hand nahm... Jedesmal, wenn uns ein großes Gefühl über uns selber hinausreißt, überall wo der lebendige Strom spürbar wird, daß wir uns eins fühlen mit den anderen, mit dem Ganzen, überall ist er dabei, der große Zauberer, Verzauberer, Verwandler Eros...

Er ist der allmächtige Sinngeber des Lebens, und sein Sinn heißt Bindung. Das Einzelwesen hineinbinden ins Ganze, das begrenzte Leben hineinflechten ins Unbegrenzte des Ortes und der Zeit, das ist sein Wille. Und seine Bindung ist zugleich Befreiung; denn er sprengt die Bande der Einzelhaft und führt das Geschöpf hinaus aus seiner vergänglichen Einzigkeit in die dauernde Gemeinschaft. Und wo er am strengsten bindet mit unentrinnbaren Banden, da zeigt er sich als der mächtigste Befreier.

Denn ist jene Liebe, die unser Schicksal an ein anderes schmiedet für alle Zeit, die das Mädchen (o freie, unbelastete, tanzselige Mädchenzeit!), die das seelenheiterste Geschöpf zum verantwortungsbewußten, zur Gattin und Mutter macht, ist diese Liebe nicht die unerbittlichste Räuberin der Selbständigkeit? Denn unser Leben löst sie auf in ein anderes Leben, unsere Gegenwart gibt sie dahin an das Zukünftige und schmelzt unser Wesen ein in ein neues Wesen. Die Freiheit der Selbstbestimmung, die Freiheit der Bewegung ist dahin. Wir sind abhängig geworden, unentrinnbar hineingespannt ins strenge Gewebe des Notwendigen. Wir sind uns abhänden gekommen, zurückgebunden ins große Gefüge der Natur. Und doch lernt man eines Tages begreifen, daß diese Gefangennahme eine Weitung, eine Befreiung bedeutet, neben der jede andere Freiheit erscheint. Das geht uns auf an dem Tage, wo unsere Zweifelt endet und der Leib nicht länger Instrument der Seele, nicht Regent der Seele, sondern selber Seele geworden ist, und an dem Tage, wo wir über dem erwachten anderen Leben in uns selber zum Wurzelgrund des Lebens, in engster Schicksalsgebundenheit selber Schicksal werden, und an dem Tage, wo das Kind an unserer Brust uns zur Quelle macht, tiefdrisch aller Kreatur verwandt. Und an jenem Tage zeigt es sich, wo wir mit dem Kleinen an der Hand unter die Menschen gehen und es auf einmal ist, als ob wir zwischen lauter Schwestern und Brüdern wandelten;



Aufn. Kruckenhauser

denn die Gesichter sind offen, zugewandt und warm, wie von einem Zauberschlüssel erschlossen, und man spürt, daß wir alle zusammengehören — um dieses Kindleins willen. Und an jenem Tage geht es uns auf, wo die großen Kinder uns verlassen und wir entdecken, daß es für uns keine Trennung mehr gibt, weil wir mit und in ihnen weiterwandeln. Und nun wissen wir, daß wir nicht mehr in uns wohnen, daß wir längst ausgezogen sind und mit dem neuen Geschlecht schon in eine andere Zeit und Welt einziehen, ehe wir die unsere zu Ende gelebt haben.

Denn so hat es der Gewaltige mit uns vor, daß das Ich sich weitet zum Du, zum Wir, das Hier zum Überall, das Jetzt zum Immer, daß wir unsere Einzigkeit hinzufügen ins Ganze. Und alle jene Augenblicke, da er uns anrührte, daß wir das Staunen spürten und Begeisterung uns nahm, war nur Vorprobe für dieses Entscheidende; aber auch dieses wiederum nur Vorbereitung auf das endgültige Zurücktauchen in den urewigen Strom des Lebendigen. Un deines Tages wird man nicht mehr sagen wie in der Zeit des Blühens, daß die Liebe der Gott des Daseins ist, sondern kommt zurück zu der einst vernommenen, jetzt erfahrenen Wahrheit: Gott ist die Liebe.

Der ewige Strom des Lebens. Für die, denen Mutterwerden mehr bedeutet als ein Kind bekommen, die das Mysterium der Menschwerdung wahrhaft erlebten, die in jedem Blutstropfen Notwendigkeit und Heiligkeit des Lebens erfuhren, für sie verstummt die Frage nach dem Sinn des Lebens; denn ihnen ist wie jenen großen Geistern, die sich zur Erfassung des Weltganzen aufschwangen, Sinn und Leben eins.

Aber nie verstummt wird die Frage nach dem, was unser Leben von uns, was es mit uns will.

Muß ich, um sie für mein Dasein zu beantworten, noch weiter darin forschen und mich vom Lichtzeichen der Erinnerung auch durch die anderen Zeiten führen lassen? Die strengen Jahre der Reifung, die reichen der Reife, die sichtenden des Alterns? Wohl würden sich neue Sinnbilder zeigen mit dem Wechsel des Schauplatzes und der Zustände, und jene Lichtsignale würden sich umstellen und von meiner immermehr in den Hintergrund rückenden Person übergleiten auf die anderen — winzige Händchen, die sich einst in die meinen legten, damit ich sie halte und führe, nun seid ihr groß und stark geworden, daß die meinen daneben sehr lützel erscheinen; auf euch fällt nun das Licht, starke, junge geliebte Hände, denn ihr seid es, die am Werke weiterbaut, von dem die meinen langsam zurückzusinken beginnen. Und dennoch, es gäbe doch immer wieder die selbe Geschichte zu erzählen, die Geschichte jenes Weges, dessen Ausgang und Ziel sich versinnbildlicht in der ersten und letzten Wohnung meines bisherigen Daseins: braunsummes Erdgeschloß, himmelspiegelndes Giebelzimmer. Unter hundert Erscheinungsformen immer wieder derselbe Weg, aus der Höhle in die Helle, aus dunkler Gefangenschaft in heitere Weite. Wie einst aus der Dampfhülle meines Geburtshauses ins Sonnenhäuschen, aus Tunnelschwärze durchs blaue Tor in die Weite des Vaterlandes, aus der Enge einer erstarrten Kirche in die freie Gotteswelt, aus dem Distelzwang der Stadt- und Schulkäfige in geistige

Weite, so später aus den Grenzen des Fachwissens in die Größräume der Kunst, aus Landesenge in die weite Welt, aus dem Beruf ins Leben, aus seichter Alltäglichkeit in die Tiefen der Freude und des Schmerzes, aus Selbstenge in die Weite der Liebe. Und eines Tages, als die Einheckung durch äußere Pflichten unentrinnbar wurde, ist auch jenes Tor aufgesprungen, das aus dem Gefängnis der Wirklichkeit und Gegenwart hinausführt ins Unbedingte. Denn dichten heißt auswandern ins Land der Seele; das aber ist alt wie die Welt und ewig zukünftig, alle Reiche gehören ihm an, und es kennt keine Schranken.

Aus: Maria Waser, „Sinnbild des Lebens“ Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, 1956. 405 Seiten. Leinen 6,75 RM.



Aufn. Angermayer



Aufn. Kruckenhauser

Vorspruch

Räder rollen,
die Schiene dröhnt.
Männer wollen —
und sind versöhnt,
wenn das Werk braust,
der Riemen saust,
die Motoren rattern,
Feuer brüllen,
Hämmer knattern.
Wenn an Kranen Lasten schwingen,
sind wir frei von trüben Dingen.
Wie ein Riese
möchten wir das Werk umfassen
und es nimmer lassen. — — —

Maschinengesänge
im Eisengestänge.
Orgellieder sind hehr.
Arbeit ist weit mehr, —
Wer sich so mit Leib und Leben
ganz der Arbeit hingeben,
der kann auch nach dem Tun —
ach — so glücklich ruhn.
Wer das nicht kann — o große Not!
Das beste dann: er wäre tot.

Die Lokomotive

Dich liebe ich — du Ungeheuer,
weil du mich zum Wachsein verpflichtest,
weil du falsche Träume vernichtest.
Dich lieb ich — Kamerad — du treuer,
weil mit dir ich Tag und Nacht
hab schaffend auf dem Werke zugebracht.

Dich liebe ich — du schwarzer Renner,
deine Glut, deine rhythmische Kraft,
die mir Art und Wesen strafft,
Dich liebe ich — du Menschenkenner.
Der Starke wird dich zur Leistung zwingen,
dem Schwachen wird das nie gelingen.

Dich liebe ich — du Traum aller Jugend!

„Wenn dein Sohn Verse macht, dann
prügele ihn so lange, bis er es läßt —
oder —
ein ganz großer Dichter geworden ist.“
— — — — —

Ich las den Satz noch einmal und sah ihn
fragend an.
— — — — —

Da legte er mir seine harte Hand auf die
Schulter:

„Du hast zu wenig Prügel gekriegt —
mein Sohn — — —!“

Kokerei

**Seilbahnwagen kehren wieder
leer zu uns hernieder.
Rastlos wirbeln alle Räder,
treiben Kohle ins Geäder.
Breite Riemen sausen,
mächtige Bälge brausen,
starke Träger tragen,
wuchtige Hämmer schlagen:
daß die Funken sprühen:
Arbeit läßt die Herzen glühen.**

Vater hat Recht!

Mein Vater blies eine gewaltige blaue
Wolke gegen die Decke.
Dann zog er nachdenklich sein Notizbuch
aus der Tasche.
„Ich habe meine Brille vergessen. Lies
selber!“
Lichtenberg schrieb einst diesen Satz:

AM BAHNDAMM

Flach wie ein Teller ist die Umgebung. Der
Bahndamm liegt etwa einen Meter höher
— wie die endlosen Äcker und Wiesen.
Ein schmaler hart getretener Pfad schlängelt
sich an den Doppelpfosten der Tele-
graphenstation entlang. Diesen stillen
Weg liebe nicht nur ich allein. Oft —
wenn ich hier ging oder auf einer Wiese
zwischen Blumen und summenden Bienen
lag und träumte, kam mir mein Junge nach.
Nur allein ging er den Weg nie.
„Vater — warum klingen die Drähte so
fröhlich, wenn du bei mir bist?“

„Die Drähte tönen immer gleich. Vielleicht
nur leiser oder lauter. Du bist es — Junge,
der im Ton einen anderen Klang hört.“
„Sieh mal dort. Weit in der Ferne die
kleine weiße Wolke über den Schienen!“
Sie ist kaum zu erkennen. Nun wird sie
immer größer und mächtiger.
Die Wolke flattert wie eine Fahne.
Die Erde schüttelt. Die Luft dröhnt.
Immer stärker spüren wir es.
Der Junge schmiegt sich an mich. Das
Dröhnen wird in den Ohren zum Brausen.
Es durchbebt uns. Keuchend umklammert
mich der Junge. Mit zwei Maschinen

braust es ungeheuer an uns vorbei.
Ein Signalarmer klappt herunter — wippt ein
paarmal. Langsam wird es ruhig.
Daß mich das immer wieder so erschüttert.
Ich liebe das. Mein Junge auch — er
meint, da könne man alles vergessen.
Meine Frau und mein Mädchen können es
nicht ertragen, sie müssen dann immer
weinen. Sie singen lieber ein schönes Lied.
Aber meinem Jungen — dem geht es wie
mir.
Gedankenvoll schaue ich dem D-Zug nach:
der Junge furchtdurchzittert, —
ich atemlos erschüttert.

DAS WIESEL

Meinungsverschiedenheiten führen zu Aus-
einandersetzungen, die je nach Veran-
lagung der daran Beteiligten ausgetragen
werden und die Größe der Feindschaft
erkennen lassen.
Zwischen dem Wiesel Flick und dem Kater
Fleck bestand eine Todfeindschaft.
Fleck gehörte auf einen Bauernhof in
nächster Nähe des riesigen Koksberges,
dem Ausgüßlagerplatz der Kokerei. Der
Kater hatte hier nichts zu suchen — das
Wildern lag ihm im Blut. Ewig nur Ratten
und Mäuse — das war ihm zu langweilig,
und so geriet er in das Revier des Flick.
Unversöhnlich haßten sich beide.

Flick war im Recht — er war der Polizist
auf den Odflüchen zwischen den Werken.
Wenn er auch zuweilen ein wildes Kanin-
chen schlug, dann war es krank gewesen.
So tat Flick dem Geschlecht der Kaninchen
nur einen Dienst. Seine Sippe sorgte dafür,
daß alles wirklich Schwache und Schäd-
gende fiel. Denn nur der Gesunde und
Starke soll seine Art erhalten. Gewiß —
jeder will gerne leben. Aber Fleck war
ein grausamer Mörder. Ihn trieb es nicht
sein nur selbst zu erhalten. Ihn trieb die
Gier — die reine Mordlust.
Sprang er doch an jenem Abend nach
einem zweiten Kaninchen. Doch es entkam
— aber ein Ohr mußte es lassen. Nun

läuft es zum Gespött umher. Es ist eine
Schande. Seinen Denkart bekam er aber
doch. Der blonde Kranführer warf ihm
einen spitzen Stein an den Kopf.
„Ich war zu weit entfernt — sonst hätte
ich ihn ein wenig zur Ader gelassen.“
Er entkam. Schade — ewig schadel Wer
weiß, wann sich solch eine Gelegenheit
wieder bietet. Er mordet auch noch mich.“
So belauerte Flick den ganzen Sommer
den Fleck.
Der Winter kam. Der Koksagerplatz glich
einer winterlichen Gebirgslandschaft. Phant-
astische Schluchten — messerscharfe, ver-
harschte Schneewehen, auf denen nur
Flick schleichen konnte, um Fleck zu

belauern. Über alles spannte der riesige Kran mit der fahrbaren Laufkatze seinen gewaltigen Bogen.

Flick duckte sich in eine Schneewehe. Der Kran fuhr über ihn hinweg. Nach oben blinzeln sah er ein bekanntes Gesicht. Ein freudiger Schreck durchfuhr ihn: Das war doch der Blonde vom Sommer. Einmal hat er mich in ein Rohr gejezt. Er hätte mich vernichten können. Aber er tat es nicht. Auch wohl nur aus Feindschaft gegen Fleck. Schade, daß man sich nicht mit ihm verständigen kann. Aber warum schaut er nur so gespannt? — Der schwere Greifer am Kran über mir ist doch etwas ungemütlich."

„Was ist denn das? da unter mir — das ist doch der Kater! Richtig — und ein Kanin. Hier sitzt man nun, hungert, friert und dort kommt so ein wollüstig settes Blest. Es duckt sich zum Sprung!“ Oben im Kran holte der Blonde aus zum Wurf. Drei Augenpaare funkelten. Ein Kanin döste schläfrig.

„Erbärmlich mager, aber immerhin — warmes Blut“, dachte wohl Flick.

Fleck dagegen vergaß vor Mordgier alle Vorsicht. Der Schwanz peitschte den Schnee, der Rücken spannte sich im Sprunge.

Durch die Luft wirbelte ein großer Schlüs-

sel, traf Fleck am Kopf und drückte seine Pfoten durch den Schnee fest an den Koks. Wütend und voll Schmerz schaute er hinauf.

Da sprang ihm Flick wie ein Schatten an die freie Kehle. Ein Pfeifen, ein Biß.

Der Blonde oben lächelte.

Fleck gurgelte Blut in den Schnee. Wehmütig dachte er an sein Lager im warmen Pferdestall, an seine Milchschele, die er sich aufgehoben hatte. Wenn nur die Pfoten nicht so entsetzlich... Mit einem gewaltigen Ruck warf er sich herum. Endlich kann er nach dem Luder schlagen.

Flick hatte sich langgestreckt auf Flecks Rücken verkrallt. „Wie warm und fett das Biest ist und sein Blut — wie Milch so süß.“ Er konnte nicht mehr, wollte instinktiv ablassen. „Doch das wäre der Tod, der sichere Tod! — Also saugen... saugen!“ Blut schäumte durch seine Lippen in den Schnee. „Es geht wirklich nicht mehr. Es muß! Das freie Revier und dann das stolze Gefühl, einen Tyrannen erledigt zu haben.“ „Saugen — saugen...“

In wilder Flucht entkam ein Kaninchen mit einem Ohr.

Nachdenklich steckte sich der Blonde eine Zigarette an.

„Ich glaube Kleiner — ich muß dir helfen. Der Kater ist bald stärker in seinem Man-

gel als das Wiesel in seinem Überfluß. Und dann muß ich ja meinen Schlüssel wieder haben.“

Eine Flanke aus dem Stand über das Gelände. Tief hinunter durch die schnell entsetzt entflohen das Wiesel.

„Ja Kleiner — bei aller Freundschaft — man muß immer wachsam sein. Eine Sekunde nur unachtsam und es ist vorbei.“ Das Leben ist zu schön — darum sei wach! Fleck der Kater hatte schon wieder Mut. Das gewaltige Aufsetzen eines aus fünf Meter Höhe herabwuchsenden Körpers ließ ihn noch einmal aufschreien.

Ein Griff nach dem Schlüssel. Ein Hieb — ein Röcheln — ein letztes Zucken.

Oben auf einer Wehe putzte sich Flick das Wiesel seine Lippen... äugte noch einmal... schlich seinem Lager zu.

Die Sirene heulte auf. Die Schicht war zu Ende. Der Blonde wurde von seinen Arbeitskameraden umringt. Helle Begeisterung bei allen... am meisten beim alten Heizer. Der trägt das Fell in seiner Weste.

Mit seinem Rheuma ist es seitdem besser. Aus der Milchschele im Pferdestall das Bauernhofes nährt sich ein Sohn vom Fleck, der ihm in allem gleicht.

HEINZ W. KRAUSE

Nun laßt uns marschieren

Nun laßt uns marschieren und singen,
und mutig die Trommeln gerührt,
laßt weithin die Lieder erklingen,
damit auch der letzte es spürt:
Wir stürmen voran! Nichts hemmt den Schritt,
die Ketten sind klirrend zerrissen,
wer mutig ist, zieht mit uns mit,
die Fahne der Zukunft zu hissen.

Laßt die Fahnen im Sturmwind fliegen,
he! seht, wie sie trotzig schon wehn,
Kameraden! Wir werden siegen,
wenn wir alle zusammenstehn.
Wir stürmen voran...

Wir ziehen durch Sturm und durch Regen,
uns stört nicht Sonne noch Wind,
denn wir ziehn auf langen Wegen,
bis am großen Ziele wir sind.
Wir stürmen voran...

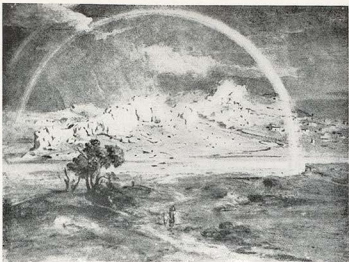
Wir

Über die Straßen haltet unser Schritt,
Arbeiter und Bauern marschieren mit,
Millionen an Millionen,
Schulter an Schulter und Mann an Mann,
stürmen wir gläubig — die Fahne voran,
in endlos langen Kolonnen.

Wir stürmen voran und einer führt,
und keiner ist, der nicht mit marschieret,
mit uns, des Reiches Soldaten.
Wir sehn nicht nach Ständen und Klassen,
die den Geist unserer Zeit erfassen,
sind unsere Kameraden.

Wir glauben stolz an die neue Zeit,
mag kommen, was wolle, wir sind bereit,
und kennen kein Fürchten und Zagen.
Wir tun mutig unsere Pflicht
und werden die Fahne in das Licht
der ewigen Zukunft tragen.

(16 Jahre)



HOLDERLIN: HYPERION

Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter solchen Menschen sich verblute.

Aber der himmlische Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt' ich noch andre Dinge denken und das Land verlassen, wo auch er war?

Bellarmin! Ich hatt' es nie so ganz erfahren, jenes alte, feste Schicksalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich jetzt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säuselten, wie Götterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, du Lieber! — wenn ich im Grase ruht, und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stroms Gestade, die luftigen, umschiffte und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs stieg, durch die schlafenden Blumen, aber, vom süßen Schlummer gesättigt, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwiellicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Täler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttliche Heil, den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt und all ihre Kinder wieder sich fühlten — o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Lust des Tags zu teilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebenen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden. Oder des Abends, wenn ich fern ins Tal hineingeriet, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Elchhohn mich umrauschten; mich, wie einen Heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd' ein Schatten war, und unsichtbares Leben durch die Zweige säuselte, durch die Gipfel, und über den Gipfel stieg die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir das Himmels Strahlen wie die Wasserbäche flossen, um den durstigen Wanderer zu tränken — „O Sonne, o ihr Lüfte“, rief ich dann, „bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!“

So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wä'r ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr

näher zu sein, hätt' ich so gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr nahe zu sein! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschheit! Wie Eis, zerschmolz, was ich gelernt, was ich getan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhalten in mir; o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Toten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir!

Einst saß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten epheu-grüner Felsen und überhängender Blütenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land und still in seinem heimatlichen Äther lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. „Diotima“, rief ich, „wo bist du, o wo bist du?“ Und mir war, als hörte ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude —

„Bei den Meinen“, rief sie, „bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengestalt mißkennt!“

„O liebes Wort aus heiligem Munde“, rief ich, da ich wieder erwacht war, „liebes Rätsel, fass' ich dich?“ Und einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert' und weinte vor Freuden, daß ich so selig war, und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie das Feuers Rauschen, wenn es aufleuchtet und die Asche hinter sich läßt —

„O du“, so dacht' ich, „mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum, und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwingen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!“

„Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ist's, daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligstillen!“

„Es fallen die Menschen, wie faule Früchte, von dir, o laß sie untergehen, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umarme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldenen Samenkorn herauf! „Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und das brüderliche Licht! wie alt und neu ist unsere Liebe! — Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstig von außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lieben den Äther doch all und innigst im Innersten gleichen wir uns.“

„Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Tränen um dich verstreuen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wolllaut, Natur! wer reißt den? wer mag die Liebenden scheiden? —

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbar! du entzückend mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen! — Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschlehet doch alles aus Lust, und endet doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.

„Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles.“

So dacht' ich. Nächstens mehr.

Aus den 21 Schmelz-Büchern

Hölderlin, Hyperion oder der Eremit von Griechenland. Mit Bildern von K. Rottmann. In Halbleinen M. 5.—.

Eine Ausgabe von Hölderlins „Hyperion“ reißt sich der oben genannten des Werthor an (G. Hirsh, München); sie ist mit einer größeren Anzahl griechischer Landschaftsbilder geschnitten; ausgezeichnete Lichtdrucke nach kaum bekannten Originalen v. K. Rottmann; es sind Blätter von jener Reinheit der darstellenden Gestaltung, die das Beste der malerischen Spätromantik war, und von einer unvergleichlich anmutigen Sehnsucht und Hingabe durchseelt; gleichen Urquells wie Hölderlins eigene Griechenliebe, tönen die Blätter mit der Dichtung zu einem bezaubernden Klang zusammen. Dürerburg

D I E B Ü C H E R - J U G E N D

Wilhelm Hausenstein: „Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen.“ Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., 1936. 275 S., Leinen 5,80 RM.

Wilhelm Hausenstein, einer unserer besten Kunstgeschichtsschreiber, dessen Ruf weit in die Welt hinausdrang, hat sich durch den hohen Stil seiner Veröffentlichungen und viele Vorträge schon einen großen Freundeskreis geschaffen. Mit seinen, im gleichen Verlage wie das letzte Werk erschienenen Büchern: „Land der Griechen. Fahrten in Hellas“ (1934, 4,50) und „Wanderungen. Auf den Spuren der Zeiten“ (1935, 7,50) haben wir ihn auch als meisterhaften Schilderer deutscher und antiker Kulturlandschaft kennengelernt und dankbar manche Anregung für ein empfindsameres Reisen empfangen. Nun überrascht uns sein erstes erzählendes Werk mit einer so vollkommenen Leistung, um deretwillen man ihn künftig unter den großen deutschen Erzählern nennen wird. Zehn Erzählungen — Jugendgedenken — wirken im „Buch einer Kindheit“ als vollendetes Ganzes, das durch seine Schlichtheit tief ergreift. Die Vorzüge seines Stils: die Eindringlichkeit des Ausdrucks, die uns eine fast bildhafte Vorstellung vermittelt, ein scharfes Unterscheidungsvermögen und die große Wärme des Vortrags — sind hier gesteigert durch die Spannung innerlichsten Erlebens. Es dürfte schwer sein eine vergleichswürdige Veröffentlichung im deutschen Schrifttum zu finden, die die Eingangserzählung „Das Bildnis des Vaters“ in der Kraft der Einfühlung und Treue der Erinnerung erreicht, (wovon die folgende knappe Probe aus der 33. Seiten umfassenden Erzählung Zeugnis gibt). Erich Homuth

Wilhelm Hausenstein: Das Bildnis des Vaters

Es steht ein Eckhaus aus gelbem Sandstein da mit einer kleinen Freitreppe. Ich sehe die Treppe; sie stellt sich im Blick meiner kindlichen Augen, die das Nahe und Niedrige annehmen. Ich sehe nicht die Höhe des Hauses; sie scheint mir beträchtlich, bleibt jedoch unbestimmt. Die Hauskante mit der kleinen Treppe ist ins Rund abgestumpft. Die Mauer, die an der Ecke zusammenlaufen, machen keinen rechten Winkel, sondern einen schmaleren: er gleicht dem eines Bügeleisens.

Ich hebe die Hand und wische die Nebelfläche weg, die vor dem Bilde hangen oder hin- und herziehen. Flocken bleiben an den Fingerspitzen, aber das Bild wird nicht eindeutig. War das Haus geformt wie ein Bügeleisen? Habe ich heute, nach fünfzig Jahren, den wahren Begriff und das echte Wort für einen Gegenstand, der dem Kind, lange vor allem Bewußtsein, nur an die Empfindung drang — an ein Gefühl, das auch vom Sichtbaren nicht mehr empfing als eine Ahnung? Doch ob das Haus nun so geformt war oder nicht: sogar das Ungewisse von damals besitzt mir bis auf diesen Tag eine seltsame Festigkeit — als ob es das Gewisse wäre. Ich bewahre jene Vorstellung auch dann, wenn sie sich auflöst, lösche sie wieder, wenn die schwankende sich erneut — und eben in solcher vertrauten Unsicherheit geht sie mir zu Herzen.

Indes genug: von diesem Hause rede ich ja nur, weil es das Haus gewesen ist, wo die Eltern lebten. Die Wohnung war im Erdgeschoß. Ich spielte auf dem Bürgersteig, vier Jahre alt, in jenem sandfarbenen englischen Leinenkleidchen mit Plissees, das mir seitdem in einer kleinen Photographie oft bestätigt worden ist; ich hielt einen kleinen roten Sonnenschirm über mich und zog einen rotgesattelten Elefanten aus grauem Filz hinter mir her. Wie ich einmal wieder um die Ecke bog, kamen Arme in Arm die Eltern zum Ausgang die kleine Treppe herab: der Vater bog,

breit und dunkel, die Mutter zierlich in einem salmfarbenen Tuchkleid mit Aufschlägen aus weinrotem Samt. Von heute her würde ich hinzufügen: es war ein Kleid nach der Mode jenes Jahrzehnts, das die Taille liebt. Damals war es ein Kleid ohne Zeit; zwar wunderbar gebauscht und ausgeputzt, aber ohne Grenzen der Gültigkeit.

Die kleine Mutter stand und ging im Bereich des Begreifbaren; sie gleich ein wenig, so wollte mir's vorkommen, einer Nippflur, wie sie auf der Kommode standen. Anders der Vater. Sein hohes Haupt war über mir wie das Haupt des olympischen Zeus über den Griechen. Ob ich nicht den Mut hatte, ob ich's nicht konnte, da es dem unten lebenden Blick des Kleinen nicht natürlich war: ich nahm in jenem Augenblick das Gesicht des Vaters noch nicht recht in mich hinein. Dies geschah ein andermal. Ich spielte wieder vor dem Haus auf der Straße, einzeln wie meist. Da ging ein Fenster des Erdgeschoßes auf; die Flügel wurden gleichmäßig zurückgezogen; im Fensterh Rahmen erschien das Brustbild des Vaters. Es hielt still, recht als ein Bildnis; es schaute ruhig zu mir herab, freundlich, aber auch mit jenem Gleichmut gegenüber dem Leben, in das jegliches Bild entrückt scheint. Der Vater sah mich an. Ich sah ihn an. Es war wohl das erste Mal, daß ich ihn anschaute. Ich erkannte das Gesicht, das gesund, kräftig und ernst zwischen schwarzen, zurückgekämmten Männerlocken und einem dunklen Vollbart stand; ich faßte die Schönheit des Vaters genau, in ihrer Eigentlichkeit, ob ich auch nicht imstande war zu wissen, daß sie die Schönheit einer antiken Bildsäule glich; ich stand im dunkelbraunen Schein der Augen wie unter einem schweren Licht; im schwarzen Rock war mir die Vollkommenheit dieser Brust nicht verborgen, obwohl ich nicht denken konnte, was eine Brust war und was Vollkommenheit. Ich stand und staunte. Eine unmeßbare Zeit verging — die Dauer einiger Sekunden, die Dauer eines ganzen Lebens... Mit einem Male war das Bild verschwunden. Der Vater hatte sich zurückgezogen. Aber obgleich er absichtlich im Fenster erschienen und ohne Absicht ins Zimmer zurückgetreten war, dehnte sich mir das Bild ins Schauspiel, das Schauspiel in die Hintergründe geheimnisvoller Bedeutung: als sei dies gleichsam mechanische Erscheinen und Verschwinden nicht von ungefähr geschehen, sondern im Zusammenhang einer Unendlichkeit von Ursachen und Wirkungen. Jetzt finde ich den Ausdruck. Damals besaß ich die kindliche Ahnung; aber sie bedrängte nicht weniger, als der Zustand der Einsicht jetzt vermag... Da war der Vater — doch nun war er nicht. Angst ergriß mich, und ich lief weinend ins Haus. Es schien mir, wie ich aus der Sonne in den Flur trat, kalt und dunkel über die Maßen...

Ich habe ein ganzes Menschenalter gewartet, bis ich den Mut faßte, den Vater vor mir selbst darzustellen. Ich habe gewartet, bis ich zehn Jahre mehr zählte, als der Vater hatte da er starb. Sein Leben endete nach neununddreißig Jahren.

Unlängst habe ich wieder das Grab besucht. Das Grab war ein Grab; ich hatte keine Verbindung damit. Es war ins Ungreifbare entrückt, so nahe es dalag. Doch in dem Maß, in dem die Decke des Grabes schwindet, aufersteht das Bildnis des Vaters selbst — und nun habe ich dem Verlangen, es nachzumalen, nicht mehr widerstehen können. Das Grab ist tot. Der Vater lebt. Ich schneide eine Garbe Dahlien und schicke sie dem Grab — doch geschieht dies fast wie eine Sendung ohne Adresse.

Nun sitze ich tegelang zwischen dem braunen Novemberlaub, unter der Herbstsonne auf der Terrasse und schreibe, schreibe...

Es ist, wer sollte es denken, noch dieselbe Sonne, die unsere Rücken in einem einzigen Schmelze vergoldete, als wir zusammen auf der Kräuterrasse am Rand des Fichtenwaldes saßen und den Schwalbenschwanz im weißen Mullnetz mit Chloroform betäubten und vom Leben brachten. Ich schreibe. Ich rede dem Kind in die Erfahrungen hinein; ich mische die Gesichte des Großen mit den Gesichtern des Kleinen. Aber nein: ich sitze hier, um die taubstummen Erfahrungen des Kindes im erzählenden Wort endlich zu vollziehen. In der Tat, es läßt sich am Ende zweifeln, ob man die Erfahrungen in dem Augenblick macht, in dem man sie zu machen meint — unterm Zeiger der Uhr, unter der Zahl des Kalenders. Man macht Erfahrungen zuweilen dreißig und fünfzig Jahre nach dem Augenblick, da sie sich in die dunklen Gänge der Seele gesenkt haben, um zu schlafen, lange zu schlafen und nach einer unwahrscheinlichen Frist der Inkubation aufzustehen. Ich war wieder im Odenwald. Ich war in des Vaters Gemüse-

garten; ich habe die späten Nachkommen der Gemüse gesehen, aus denen er die köstliche Suppe bereiten ließ, die mir ein Leibgericht ist aus seinem Erbe. Den langen Flur vor dem Amtszimmer habe ich gemieden. Aber ich habe zum Fenster der Amtsstube hinaufgesehen, aus dem Gemüsegeräten, zwischen Bohnenblüten und Erbsenblüten, die wie Schmetterlinge an wuchernden Grünen saßen. Im Fenster hing noch der Blick des Vaters. Die Flügel gingen auf wie die eines Falters; das Bildnis stand dazwischen als ein weißer Schatten — und indem es hersah, unsichtbar und dennoch kenntlich, sagte es weder ja noch nein zu mir.

Aus: Wilhelm Hausenstein: „Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen.“ Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., 1936, 275 Seiten, Leinen 5,80 RM. — Inhalt: Das Bildnis des Vaters. Die Kancelstiege. Brezeln aus Niederwasser. Der nährische Becker. Herbstlaub. Onkel Vore, der Douglas, oder Die Geschichte eines Spiels. Der Traum vom Zwerg. Der Ahn. Engelmann oder Die Geschichte eines Schulkameraden. Evviva Garibaldi!

Endkampf.

um die letzten Dase der:



Reichs-winterhilfe Lotterie

SOFORTIGER GEWINNTSCHEID

Der Jugend-Verlag setzt Prämien aus

Von Tag zu Tag nimmt auf der ganzen Erde das Heer der Amateur-Fotografen zu. Die Lichtbilderei ist eine Form geworden, die jedem gestalterische Tätigkeit gestattet, die vielerlei Interessen unter zahlreichen Absichten und Möglichkeiten erfüllt.

Kamera, Film, Dunkelkammer allein tun es aber noch nicht, wenn die fotografische Tätigkeit wirklich vollen Erfolg bringen soll. Es gehört ein stetiger Führer dazu, der über alle Neuheiten kritisch und objektiv, frei von einseitiger Industrie-Reklame, berichtet, laufend Anregungen gibt und die besten Lichtbilder zeigt und erklärt.

Diese Aufgabe hat die preiswerte Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT übernommen, die monatlich zum Preise von 25 Pfg. im Verlag der Jugend erscheint. Hier ist ein wirklicher Berater geschaffen, der für keinen eine finanzielle Belastung bedeutet.

Deshalb werden es alle Amateure begrüßen, wenn sie die FOTOWELT kennen lernen und stets daraus Nutzen ziehen können.

Um hier diese Zeitschrift immer weiter ihrer Aufgabe und Bestimmung zuzuführen, werden hiermit unsere Leser aufgefordert, uns Adressen von fotografierenden Freunden und Bekannten aufzugeben, an die wir Probehefte versenden, oder aber selbst den Versand durchzuführen, um einen vielleicht noch besseren Erfolg zu haben. Insbesondere auch die in Kleinstädten und Dörfern wohnenden Amateure sollen auf diese Weise erfaßt werden.

Selbstverständlich ist die Tätigkeit nicht umsonst. Für jeden neuen Abonnenten der FOTOWELT, der die Zeitschrift wenigstens ein Jahr lang bezieht, stellen wir dem Werber nach freier Wahl für RM. 2,50 Bücher aus unserem Verlage zur Verfügung.

Werbe-material, d. h. Prospekte und Werbehefte, stellen wir jedem gern unverbindlich und kostenlos zur Verfügung.

Wir bitten um eine recht tatkräftige Mithilfe und um Anfordern der Unterlagen zur Werbung vom Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg, Halberstädter Str. 98.



Weltliteratur

Romane, Erzählungen
und Gedichte
aller Zeiten und Völker

Schriftleitung Dr. Gellert Langebucher
Monatlich ein Heft XII. — 30

„Eine äußerst praktische und gefeierte Einrichtung. Sie dient in gleicher Weise dem Leser wie dem Buche, indem sie beide miteinander bekannt macht. Nicht zeitraubend, sondern auf dem einfachsten Wege einer literarischen Stippvisite. Sie überläßt es dem Leser, diese kurze Bekanntschaft weiter auszudehnen und zur Freundschaft zu vertiefen, und sie gibt ihm so Gelegenheit, mit literarischen Erscheinungen zusammenzukommen, die ihm sonst fernere gelegen haben und die er auf anderem Wege vielleicht nie kennen gelernt hätte.“
Frankfurter Zeitung

Bestellen Sie ein Probevierteljahr zu XII. — 30 durch Ihren Buchhändler oder durch den Verlag, Berlin W 9, Eichhornstr. 30

Ihre Kamera hat Anrecht darauf!

Wenn Sie des Abends im Theater, Kino oder sonstwo Ausspannung, Abwechslung und Erholung suchen, so hat Ihre Kamera ein Anrecht darauf, hier gemeinsam mit Ihnen die Vorführung zu besuchen. Dieses Anrecht wird bedingt durch technische Möglichkeiten, die sich inzwischen in ganz extremer Weise für die Kunstlichtfotografie entwickelt haben.

Lichtstarke Optik und höchstempfindlicher, besonders für Rot sensibilisierter Film sind die Voraussetzungen dafür. Hiermit reichen Belichtungszeiten von $\frac{1}{25}$, $\frac{1}{50}$ Sekunde und sogar oft noch kürzeren Zeiten voll aus, um gut durchbelichtete Negative zu ergeben.

Genaue Belichtungsdaten lassen sich selbstverständlich nicht angeben. Denn die Verhältnisse sind im Einzelfall so verschieden, daß man nach kurzer Übung ein gewisses Gefühl bekommen muß, nach dem man sich richtet. Liegt Unsicherheit vor, so werden halt zwei oder mehr Aufnahmen gemacht, von denen dann eine bestimmt gelingt. Film ist ja heute billig, und wer mit Kinefilm arbeitet, wird in seiner Fotokasse Doppelaufnahmen kaum spüren.

Da ist zunächst das Theater, wo sich gute Bühnenaufnahmen anfertigen lassen. Gewisse Gefahren liegen in der oft gestellten Wirkung der Bilder, die durch das Spiel bedingt ist. Man muß also im voraus lebendige Augenblicke aussuchen, wo die Gruppierung der Darsteller allein schon interessant wirkt.

Diese Schwierigkeiten gibt es beim Variété nicht. Hier ist im Gegenteil die Bewegung so schnell, daß man nach ruhigen Augenblicken suchen wird. Sie werden am ehesten gegeben durch Umkehrpunkte in der Bewegungsrichtung, wo für einen kurzen Moment Ruhe herrscht. Gute Beobachtung ist also auch hier nötig — wenn auch in anderer Richtung als beim Theater. Ähnlich wie im Variété sind die Aufnahmen im Zirkus. Günstig wirkt sich hier oft die Perspektive von oben aus, die einen Überblick über das Ganze zuläßt. Wer ein Teleobjektiv besitzt, ist oft im Vorteil. Denn damit lassen sich Einzelszenen aus dem Ganzen groß herausheben, was im Vergrößerungsverfahren doch nicht restlos gelingt, weil das Silberkorn eine Grenze im Vergrößerungsmaßstab setzt.

Auch im Kino kann man fotografieren, sich Paul Hörbiger, Heinz Rühmann und wie sie alle heißen ganz nach Wunsch von der

Leinwand herunterholen. Man wird im allgemeinen $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{10}$ Sekunde zu belichten haben, muß also eine ruhige Szene, möglichst dabei eine Großaufnahme abwarten. Gut ist es dazu, wenn man den Film schon vorher kennt.

Auch im Café kann man natürlich fotografieren. Belichtungszeiten von $\frac{1}{5}$ Sekunde, die im Normalfall anzuwenden sind, genügen vollkommen, um gut durchzeichnete Negative zu ergeben. Zugleich hat man mit dieser Zeit schon allerlei Möglichkeiten, wenn man insbesondere wieder den Umkehrpunkt der Bewegung zu Hilfe nimmt.

Höchstempfindliche panchromatische Filme kann man nicht gerade als ausgesprochen feinkörnig bezeichnen. Denn feinkörniges Material wird immer eine mittlere oder geringe Empfindlichkeit haben. Es liegt also an der Entwicklung des Materials, ein feines Korn zu erzeugen. Das bewährteste Rezept ist hier eine möglichst kurze Entwicklung, die das Bild weich erscheinen lassen soll. Hartes Papier schafft ja ohne weiteres den Ausgleich und holt alle Tonunterschiede gut heraus. Sollte trotzdem das Korn störend zur Geltung kommen, dann wird auf einem rauen Papier vergrößert, das in zarter Körnung durchaus angenehm wirkt und sich — bei einer Verwertung der Aufnahmen — ebenso zur Klischeeanfertigung eignet, wie der Hochglanz mit seinen vielen Nachteilen.

Die Kamera hat also ein wirkliches Anrecht darauf, mit Ihnen gemeinsam die Stunden der Erholung zu verbringen. Sie halten das Schöne nicht nur für immer fest, sondern haben auch neue Möglichkeiten, die bestimmt Freude bereiten.

Für alle Fotofreunde der „JUGEND“

wird gerade das Märzheft der Amateur-Zeitschrift „Die Fotowelt“ etwas besonderes bieten. Da gibt Ihnen ein Aufsatz über „Schnappschüsse auf dem Wochenmarkt“ Anregungen für Außen- und Innenaufnahmen, „Stadt in der Nacht“ ist bestimmt für solche Amateure, denen im wesentlichen der Abend für ihre Liebhaberei zur Verfügung steht. Weitere Anregungen für Kleinstadtaufnahmen, Handwerksbilder, Innenfotos werden gegeben. Dazu wird ein Kinotell gebracht, dem ein umfangreicher Neuheitenkatalog folgt. Das reich illustrierte Kunstdruckheft ist in jeder Buch- oder Fotohandlung für 25 Pfg. erhältlich. Ein kostenloses Probeheft versendet gern der Gerhard Isert Verlag in Magdeburg-Sudenburg.

So urteilt die Presse über die beiden Bücher von Gerhard Isert:



RM. 1.60

Fotos mit Nitraphot und Vacublitz

... Auch ein Buch, das in die Bibliothek eines jeden Amateurs gehört. Foto-Kunst, Antwerpen.

Fotografieren mit Infrarot

Ein Buch, das sich durch leicht verständliche und umfassende Darstellung auszeichnet und ausgezeichnet bebildert ist. Foto-Magazin, Wien.



RM. 1.40

Also zwei Bücher, die Sie sich bei Ihrem Foto- oder Buchhändler zeigen lassen sollten.

G. HIRTH VERLAG G. MÜNCHEN 2 NO